...r. u. Altmarkt
...fabrik liefert
...ohne Montage
...uch umsonst

...Pfau
...Kirschner
...gsfähigste
...Kassel
...Preisen

...Öhm
...ten Möbel

...Öhne
...Ruf 32088
...lagen
...Pferde

...ligstr. 13
...s Hof links)

...Auf dem
...te. Auf der
...beim Ueber-
...Schleudern,
...en Direktor
...Reichsbahn-
...Ein dritter

...Huffners Ei-
...dig, einge-
...befehlenden
...und die noch
...ten nur das
...brandstiftung

...ender Last-
...en Straßen-
...Lastkraft-
...ietzt.

...büro meldet:
...n Sonnabend
...in Volmar-
...ung gebracht
...biebsfahrten
...den 4 Ge-
...unter dem
...erpitole vor-
...umfallendes
...e zu, die sie
...er gefunden
...Kassiererin
...n, der durch
...rin war mit
...noch in der
...die Kontor-
...und 2 Koh-
...eldet; weiter

...Kurz vor Ge-
...ionen in ein
...Nach Abgabe
...denkkasse und
...Polizei nahm
...zur gleichen
...Operm-
...ber und ver-
...komplice, dem
...erten, nahm
...hgene wurde
...eren Jungen"

...ie eines Ta-

Dann beschwingter Schritt, elastische Verbeugung: „Danke untertänigst!"

Vom Stadt- und Landadel bis zum Schlächter- und Bäckermeister hat er sie alle photographiert. In drei Kästen vorn am Gartenzaun konnten immerfort die Bilder gewechselt werden, — im linken bekannte Persönlichkeiten der Gesellschaft, im mittleren Fürstlichkeiten und Hof, im rechten die Herrschaften vom Theater.

Jetzt — o Himmel!

„Dem Mörder ist einer in den Arm gefallen, aber sie haben ihn!"

„Hm!" Was geht ihn der Mörder an? Er sieht auf eine Platte — sie zeigt den Blick durch die Fensterwand seines Ateliers: hinter gleichmäßigen Holzquadraten hochgiebelige Dächer der Kleinstadthäuschen, dazwischen wenig Baum und Rasen, etwas aufgehängte Wäsche. Für verrückt wäre er früher gehalten worden, wenn er so etwas aufgenommen hätte. Aber es gefällt ihm gut, besser als die drei Seifenblasen in der Luft im Rahmen eines kleinen Fensters oder an der Leine die wollenen Kinderstrümpfe mit kurzen dicken Wollfüßchen nach links gestreckt, ihre verkürzten Schatten zwischen sich auf hellem Hintergrund.

Seine Tochter hat ihm den Rat zu diesen Aufnahmen gegeben. „Immer mit der Zeit mitgehen!" Die Leute betrachten es vorn im Aushang. Kaufen will keiner eine Photographie von Seifenblasen oder Kinderstrümpfchen, vom vergrößerten Durchschnitt eines Rotkohlkopfs und zu was seine Tochter ihn sonst noch angeregt hat. Und wenn einer eine Aufnahme von sich selber braucht, dann geht er in den Laden des Schnellphotographen in der Marktstraße.

Der Hofphotograph sieht noch auf die Platte. Er zieht ein Taschentuch aus dem schwarzen Lüsterröckchen, denn die Augen tränen — das kommt vom Retuschieren. Mit ihm ist nichts mehr los. Und seine feine sacken noch knickiger zusammen in den grauen Hosen ohne Bügelfalte.

„Sie hätten ihn beinahe gelyncht, den Mörder, denk' mal!"

„Hm!" Präsidenten und Mordversuche, was geht das ihn an?

So schlecht geht es ihm, so weit hat er sich erniedrigt, daß er sich vor einiger Zeit dem einstigen Erbprinzen in Erinnerung brachte. Daraufhin beauftragte man ihn, Aufnahmen zu machen. So war er auf Elisabethenhöhe noch einmal wie einst um seinen Apparat herumgesprungen. Aber die Knie zitterten ihm dabei bedenklich. Und der himmellange Prinz hatte nur Sinn dafür, daß die fünf jungen Hunde vor ihm auf der Bank gut wurden. Und die Herzogin-Witwe saß mit übereinander geschlagenen Beinen aus kurzem Röckchen dabei und rief lachend ihrem langen Sohn zu: „Liliput, das wird ja im Leben nichts mit Deinen fünf Babies!" War das dieselbe, die er einst mit Diadem in Kräuselköckchen, mit steifem Ordensband über der Korsage aufgenommen hatte, perlenkettenüberhängt, den Fächer in der Hand? — Abzüge von den Hundeaufnahmen bestellten die hohen Herrschaften dann eine Menge, aber er durfte keine davon im Kasten aushängen.

Nein, das Leben hat keinen Sinn mehr.

„Der Mörder ist aus Padua, Mario Pontero heißt er."

Der Hofphotograph geht an sein Archiv, kramt eine Weile, dann hält er seiner Tochter ein paar Platten hin. „Das ist er. So vor einem Jahr hat sich der Italiener bei mir photographieren lassen. Adresse: Mario Pontero aus Padua, zur Zeit: Hier, Berner Hof."

Die Tochter sieht auf den Mann in großem Schlapphut, Vaters matte Idealandschaft: Weiher mit Schwan, entfernt eine Burg als Hintergrund.

„Abzüge davon an die Illustrierten Blätter schicken schnell!"

Der Vater schiebt die schlaffe Unterlippe vor. „Laß man! Die haben schon Aufnahmen, wird ja doch nichts. Mit uns ist's aus."

Aber die Tochter treibt ihn an. — —

„Ihre Aufnahme ist uns sehr wertvoll, denn der Pontero hat sich sonst nie photographieren lassen", so schreibt eine Zeitung. Und alle bringen die Aufnahmen: Pontero stehend, Pontero sitzend, nur die Idealandschaft haben sie ihm genommen.

Anfragen kommen aus dem Ausland, von kleineren Zeitschriften und Zeitungen nach der Reproduktionserlaubnis. Der Geldbriefträger bringt die Honorare. Hochbetrieb setzt ein.

Die Tochter hat sich eine Schreibmaschine geliehen, sie fragt an, antwortet, verschickt die Seifenblasen im Fenster, die Kinderstrümpfe, die Dächer hinter Quadraten und weiteres. Manches wird zurückgeschickt, manches behält man. Sie legt Serviettenringe aufeinander, türmt Bauklötzchen ihres Kindes, beobachtet die Schatten, denkt über Neues nach. — Hochbetrieb.

Dem Hofphotographen zittern die Knie, tränen die Augen, aber das macht gar nichts, er reibt sich befriedigt die Hände. „Man hört und sieht ja hier in seiner Arbeit nichts von der Welt. Lies mir wenigstens mal aus der Zeitung vor!"

Und die Tochter liest vor. Vom Präsidenten und von anderen Leuten. Der Hofphotograph sagt: „Aha! Soso!" und „Sieh mal einer an!" und geht dabei geschäftig durch das Atelier, mit ausholenden Schritten, — er denkt, sie sind elastisch.

Draußen vor dem Kasten stehen die Leute und sehen sich den Mario Pontero an. Drei Tage ist er in ihrer Stadt gewesen und hat sich gleich hier photographieren lassen! Und sie überlegen, wie sie selbst im Kasten aussehen würden, und nehmen sich vor: Nach dem nächsten Ersten!

Was sich andere zu Weihnachten leisteten!

Die Großmannssucht des Menschen macht auch vor traulichen Dingen nicht halt — Hauptsache ist der „Rekord". So durfte der verstorbene Herzog von Norfolk sich rühmen, den größten Christbaum besessen zu haben: Der Baum war 21 Meter hoch und wurde mit erheblichen Schwierigkeiten nach dem Schloß Arundel geschafft, wo man ihn mit Geschenken auspuzte, die insgesamt 100 000 RM Wert hatten! Einen so kostbaren Baumbehang allerdings, wie ihn sich der Goldgräber James Clements geleistet hat, dürften wohl nur wenige Sterbliche zu Gesicht bekommen. James Clements war einer der ersten Goldgräber, die 1889 nach Klondike zogen und dort ihr Glück suchten. Clements hatte Glück, und zwar so viel, daß er sein Weihnachtsfest im Hotel Lafayette in New York feiern konnte. Er schmückte seinen Christbaum mit selbst geschürften Goldklumpen aus, die etwa 320 000 RM wert waren, einschließlich der vielen Zwanzigdollargoldstücke, die Clements rings um den Stamm seines seltsamen Weihnachtsbaumes gehäuft hatte. Den größten Weihnachtskuchen dürfte ein Bäcker aus Clapham hergestellt haben, denn sein Kuchen war 2 Meter hoch, maß im Umfang etwa 4 Meter und wog etwas mehr als 15 Zentner. Als „Zutaten" waren unter anderem verwendet worden 1700 Eier, ein halber Zentner Mandeln und 360 Pfund Mandelteig. Die Herstellung des Kuchens nahm acht Männer drei Wochen lang in Anspruch! Eine besondere Weihnachtsüberraschung bereitete der amerikanische Kupferkönig Clarke einmal seinen Gästen. — Er führte sie vor einen riesigen — Knallbonbon, der 10 Meter hoch war. Durch das Innere führte eine Wendeltreppe und die Paneele innerhalb des Knallbonbons wiesen Geschenke im Werte von 35 000 Dollar auf!

E. R.

Notruf eines Knaben

In einer Kopenhagener Zeitung fand sich kürzlich folgender Notruf eines Schuljungen, der wohl kaum übertrieben ist und viele Eltern interessieren sollte:

Ich, ein gewöhnlicher Schuljunge, möchte zu gern einmal wissen, warum Mütter, Väter, Schwestern, Brüder, Onkel und Tanten immer so tun, als wären wir nicht vorhanden.

Ich komme z. B. nach Hause und habe eine kleine Sorge auf dem Herzen. Davon möchte ich gern erzählen. Kaum habe ich den Mund aufgemacht, da sagt meine Mutter:

„Das wollen wir jetzt gar nicht hören."

Der Vater murmelt: „Na, jetzt will ich doch mal sehen, ob ich nicht in Ruhe meine Zeitung lesen kann."

Der große Bruder sagt: „Kannst du nicht endlich mal deinen Mund halten?"

Die große Schwester sagt: „Laß nur! Willst du mehr Tee?"

Der Onkel meint, ohne mich anzuhören: „Du mußt nicht immer so kopfhängerisch sein."

Die Tante sagt: „Es wäre Zeit, daß du lernst, den Mund zu halten, wenn du ißt."

Nun möchte ich bloß gern wissen, warum es immer heißt, das moderne Kind sei verwöhnt.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 107 | **21. Dezember 1932** | **6. Jahrgang**



Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau i. Sa.

2. Fortsetzung

„Mein Vater brachte nur knapp die Miete auf. Für das Essen sorgte ich mit meinem Gehalt. Mein Vater war anspruchslos."

„Was und für wen schrieb Ihr Vater?"

„Er verfaßte Artikel für einige Berliner Zeitungen. Ab und zu nahm man ihm, wohl mehr aus Gnade und Barmherzigkeit, einen Artikel ab."

„Hat Ihr Vater auch Bücher geschrieben?"

„Nein! Seit zwölf Jahren sitzt er über einem Buch, aber er hat es nie fertiggebracht!"

„Was behandelt das Buch?"

„Das Schicksal eines Vorfahren, der vor 140 Jahren nach Südamerika, von dort nach Niederländisch-Indien auswanderte und vor neunzig Jahren starb."

„Ganz interessant! Sagen Sie, Fräulein Hardenberg haben Sie nicht in den letzten Tagen an ihrem Vater besondere Beobachtungen gemacht. War er aufgeregter, niedergeschlagener? Hat er irgend welche Andeutungen gemacht?"

Toni denkt nach.

„Ja, vor zwei Tagen. Da kam er nachts gegen zwölf Uhr heim. Er war etwas angeheitert, aber im Gegensatz zu sonst gar nicht gereizt. Er entschuldigte sich wegen seines Zustandes, dann klopfte er mir auf die Schulter und sagte: Mädel, bald wird's uns besser gehen, bald wirst du eine Prinzessin!"

„Was schlossen Sie, oder schließen Sie jetzt aus diesen Worten?"

„Nichts, Herr Doktor, als den frommen Wunsch eines phantasievollen Menschen. Mein Vater lebte in dem Wahne, daß wir noch einmal sehr reich werden würden. Er hat aber für diese These nie den kleinsten Grund beibringen können."

Der Oberinspektor überlegt.

„Wir wollen das nicht so als phantastisch abtun. War Ihr Vater eine verschlossene Natur?"

„Das ist schwer zu sagen. Er war manchmal von einer kindlichen Offenheit, von vielen Dingen aber konnte er beharrlich schweigen. Vater war überhaupt so widerspruchsvoll. Es war schwer, es ihm recht zu machen, schwer mit ihm auszukommen. Er war manchmal von rührender Zärtlichkeit und Güte, ein andermal gebärdete er sich ganz gegenteilig."

Der Beamte nickt nachdenklich.

„Undurchsichtig! Ihr Vater ist ermordet worden, er hat aber kaum Feinde gehabt, sagen Sie. Was für ein Interesse kann der Täter gehabt haben? Diebstahl? Ist Ihnen etwas gestohlen worden?"

„Ich habe noch gar nicht nachgesehen!"

„Dann tun Sie es gleich einmal."

Das geschieht auch. Doch es fehlt nichts. Aber Toni sieht sofort, daß eine fremde Hand auf dem Schreibtisch des Vaters die Papiere sortiert hatte, daß die Kästen geöffnet worden waren. Sie sucht in den Fächern. Plötzlich stutzt sie.

„Das Manuskript ist weg!"

Der Oberinspektor steht erregt auf: „Welches Manuskript?"

„Das Manuskript eines Buches . . . das er angefangen hatte. Ich habe es ja für ihn abgeschrieben. Hier in dem Fache war es!"

Sie sucht weiter.

„Und . . . die Papiere meines Vaters sind gestohlen!"

Diese Entdeckung wirkt.

„Aha . . . ein Grund zeigt sich. Man hat ihren Vater ermordet, weil man sich das Manuskript, wie die Papiere an eignen wollte. Nun gilt es noch festzustellen: Warum tat man es und wer tat es," sagte Dr. Weidel befriedigt.

* * *

Das Verhör der Hausbewohner und des Portiers am nächsten Morgen ergab nichts Positives.

Man hatte wohl jemand die Treppe hinaufgehen hören, aber keiner hatte sich darum gekümmert, wer es sei, denn es war gerade die sechste Stunde, da die meisten Männer von ihrer Arbeit heimkehrten und die Frauen am Herde standen.

Auch der Portier wußte von nichts.

Es war nichts feststellbar, auch nicht, wann der Fremde wieder gegangen war.

Dr. Weidel machte ein finsteres Gesicht.

Er untersuchte die ganze Wohnung noch einmal systematisch, studierte die gesamte Korrespondenz des Toten, suchte in seinem Schreibtisch nach Fingerzeigen und fand nicht das kleinste.

Da fiel ihm die Eintrittskarte zum Zirkus ein.

Vielleicht bot sie einen Fingerzeig.

Entweder der Tote hatte sie der Tochter geschenkt, oder der Mörder durch den Toten an die Tochter weitergeben lassen, damit sie aus dem Hause kam.

Dr. Weidel wollte sich umtun. Vielleicht war an der Zirkuskasse ein Hinweis zu erhalten. Zufall nur, aber wie oft helfen Zufälle.

In der Berliner Morgenzeitung prangten Bilder von den kühnen Mädchen im Löwenkäfig. Ein langer Artikel, sehr geschickt abgefaßt, berichtete von dem Erlebnis, das zehntausend Zirkusbesucher hatten.

War es ein Wunder, daß die Redaktionen schleunigst ihre Reporter zu Toni Hardenberg sandten, um ein Interview mit ihr zu bekommen?

Auch Egon Gast, der Reporter der Morgenpresse, wurde zu Toni beordert, und er war der erste, der klingelte.

Ein großer, stattlicher Mann öffnete ihm und sah ihn mißtrauisch an.

„Was wünschen Sie?"

„Verzeihung! Egon Gast, Reporter der Berliner Morgenpresse. Ich möchte Fräulein Toni Hardenberg sprechen!"

„Das wird schlecht gehen. Fräulein Hardenberg ist augenblicklich nicht da. Kommen Sie mal rein, mein Herr."

Der Reporter folgte dem Manne verwundert.

Im Zimmer lud er ihn ein, Platz zu nehmen.

„Schmidtke!" sagte er dann. „Polizeikommissar Schmidtke!"

„Polizeikommissar?" staunte der Reporter.

„Ja! Sie sind überrascht! Trauriges Ereignis hier. Mackeres Mädel, ich las heute den Artikel, es hatte vor den Löwen keine Furcht. Zehntausend Menschen freuten sich darüber . . . und jetzt kommt das Tragische. Herr Gast, Fräulein Hardenberg fand bei der Heimkehr den Vater tot vor. Was sagen Sie nun?"

„Entsetzlich!"

„Freilich, freilich, entsetzlich. Der alte Herr mit Zyankali vergiftet. Unser Doktor Weidel nimmt so gut wie sicher Mord an, ist hinterher, wie der Teufel hinter der armen Seele, aber jeder Anhaltspunkt fehlt. Es ist jemand bei Herrn Hardenberg gewesen, das haben wir festgestellt, aber wie er aussah und wann er ging, das weiß kein Mensch. Weiß kein Mensch in diesem neugierigen Hause, wo die Frauen ständig einen Spalt der Tür aufhaben und herausschielen. Es ist doch zum toll werden. Kannten Sie Hardenberg?"

„Dem Namen nach! Er verkehrte im „Schwarzen Ritter" in der Schiffauer Straße, und ich habe ihn da paarmal gesehen. Hardenberg lebte, glaube ich, in sehr ärmlichen Verhältnissen. Aber wie gesagt, ich kannte ihn nur sehr flüchtig."

„Hm! Nun werden Sie freilich von einem Interview mit Fräulein Hardenberg absehen müssen. Sie ist, wie gesagt, nicht da, erledigt ein paar Formalitäten."

„Wie trägt sie den Verlust?"

„Sehr gefaßt! Ich glaube, besonders herzlich war das Verhältnis zwischen Vater und Tochter nicht. Kein Wunder, Herr Hardenberg überließ der Tochter die ganze Sorge für den Lebensunterhalt. Er selber brachte kaum die Miete auf. Und dann soll er auch als Mensch wenig angenehm gewesen sein."

„Kann ich den Toten sehen?"

„Können Sie, er wird aber jeden Augenblick vom Institut für gerichtliche Medizin abgeholt werden. Kommen Sie! Aber erschrecken Sie nicht!"

Es war gut, daß der Kommissar gewarnt hatte, denn als Gast in die verzerrten, von Grauen erfüllten Züge des Toten sah, der in seiner kleinen Schlafkammer lag, da wurde er fast schwach, er mußte alle Willenskraft dagegen aufbieten.

Doch bald hatte er sich wieder voll in der Gewalt.

„Entsetzlich muß der Tod dieses Mannes gewesen sein!"

„Ja! Er ist furchtbar entstellt."

„Und hat man keine Spur?"

„Keine! Nicht die kleinste! Man tappt auch über das Motiv im Dunkel. Es ist nichts gestohlen worden, als Ausweispapiere und ein angefangenes Manuskript, das der Lebensweg eines Vorfahren behandelt. Was will der Täter damit?"

Der Reporter schüttelte den Kopf.

„Hardenberg war arm," fuhr der Beamte fort, „alle seine Verwandten — es sind nur noch drei, wie wir festgestellt haben, und zwar von der Seite seiner Frau aus — sind auch mittellos. Er selbst hatte keinen Verwandten mehr. Hardenberg ist scheinbar der letzte Sproß seines einst glänzenden Stammes."

„Es gibt mehrere Familien Hardenberg."

„Ja, eine ganze Reihe. Hier handelt es sich um eine holländische Linie. Die stirbt mit Tom Hardenberg aus. Die Tochter ist die letzte Ueberlebende."

„Also Erbschaftsdinge kommen nicht in Frage?"

„Nein! Ganz unmöglich! Tom Hardenberg könnte niemand beerben."

„Vielleicht ein Racheakt?"

„Haben wir auch vermutet, aber es ist nicht das leiseste Anzeichen dafür da."

„Selbstmord?"

„Hält die Tochter für ausgeschlossen. Tom Hardenberg hatte förmlich eine Angst vor dem Tode. Und wie sollte er sich ausgerechnet Zyankali beschaffen können. Er, der nachweislich nie mehr als zwei Mark einstecken hatte."

„Hat man in der Korrespondenz des Toten gesehen? Irgendein Anhaltspunkt muß sich doch ergeben!"

„Keiner! Nicht der kleinste."

„Und Spuren?"

„Sind festgestellt worden. Es handelt sich um einen Mann, der Singles-Schuhe trug, mit Gummisohlen. Das ist alles. Man hat noch einen Manschettenknopf gefunden, der ihm vielleicht gehört hat. Es ist aber auch möglich, daß er aus dem Besitz des Toten stammt."

„Kann ich den Knopf einmal sehen?"

Der Kommissar öffnete den Schreibtisch und holte ihn hervor. Der Reporter betrachtete das Stück genau. Stellte sachkundig fest:

„Gold! Der grüne Stein ist ein Smaragd, ein sehr schöner sogar und dazu prachtvoll geschliffen. Schauen Sie nur, was er für ein Feuer wirft."

Der Beamte nickte. „Stimmt! Er muß doch auch ziemlichen Wert haben."

„Im Laden werden Sie für das Paar vielleicht achtzig Mark bezahlen. Wenn Sie aber dieses einzelne Stück verkaufen . . . noch zehn bis fünfzehn Mark könnten Sie vielleicht erzielen. Sie wissen wie groß die Differenz zwischen Kaufwert und tatsächlichem Handelswert gerade im Schmuckgewerbe ist."

„Richtig! Ich bin gespannt, ob der Doktor mit dem Knöpfchen was tut! Sie schreiben nichts drüber, Herr Gast, nicht wahr?"

„Nein, ich richte mich nach Ihnen, aber wenn Sie die Lösung gefunden haben, dann denken Sie an mich, Herr Kommissar!"

„Bestimmt!"

Li sah Markolf über die Schulter, als er die Abendausgabe der „Berliner Presse" las.

Er spürte ihre Nähe. Ihr eigenartiges Parfüm drang auf ihn ein. Er wandte den Kopf.

„Was liest du eben, Mark?"

„Eine ganz seltsame Geschichte, Li. „Du wirst dich des jungen Mädels entsinnen, dem wir den gestrigen Erfolg zu verdanken hatten, das mit mir zusammen sogar in den Löwenkäfig ging."

„Meinst du, daß sie den Erfolg ausgemacht hat?"

„Ja, unbedingt! Das Publikum kam von der ersten Nummer an in Stimmung und jene Erregung, die wir Artisten brauchen, um das Beste zu leisten!"

„Möglich! Was ist nun mit dem Mädel?"

„Stelle dir vor! Sie kommt heim und findet ihren Vater tot . . . vergiftet am Tisch sitzen."

„Entsetzlich!" stieß die Tänzerin hervor. „Das arme Ding kann einem leid tun."

„Sie ist sehr zu bedauern, denn sie hat weder Geschwister, noch entferntere Verwandte. Sie ist ganz allein. Ich muß mit Vater sprechen."

„Was gedenkst du denn zu tun?"

„Ich weiß es noch nicht, aber ich glaube, man muß helfen. Vor allem, wenn man den Vater dieses Mädchens zu Grabe trägt, empfinde ich es für uns alle als ein Gebot der Dankbarkeit, dem Sarge zu folgen!"

„Das ist ja nun wieder lächerlich! Keiner kannte diesen Mann!" sagte Li leichthin. „Sammelt für das Mädchen unter dem Personal, vielleicht ist ihr damit mehr gedient. Ich bin für praktische Hilfe."

„Das ist wieder ein anderer Punkt, den ich mit meinem alten Herrn auch besprechen werde."

* * *

Dr. Weidel hat Glück.

Der Kassierer besinnt sich, daß er Platz 57 der Fremdenloge als Steuerkarte — also nur gegen Zahlung des Steuerbetrages — an den Schulreiter Freddy abgegeben hat.

Dr. Weidel begibt sich sofort zu Freddy, früher einmal Graf Fred Barenburg, bekannter Offizier der Vorkriegszeit, heute Schulreiter. Er ist schon sechzig Jahre alt, die man dem straffen, sehnigen Manne aber nicht ansieht. Er wirkt höchstens wie ein guter Vierziger.

(Fortsetzung folgt)

Aus der Garmischer Hochgebirgsvogelwarte

Von Peter Jens-Partenkirchen

Die Flugkäfige im Garmischer Kurpark sind eine vergnügliche Angelegenheit. Viele Menschen gehen da zunächst einmal vorbei. Nicht wenige werden danach zum täglichen Besucher, der schließlich ein tiefes Erlebnis davon trägt, wenn er eine Ahnung bekam vom Umfang der Arbeiten der Hochgebirgsvogelwarte. Natürlich gibt es immer noch Leute, die kein Käuzchen sehen können, ohne es schnell mit der Mütze zu ärgern oder ihm wenigstens gegen den Kopf zu pusten. Diese Brüder kennt der Vogel. Er blinkert nur einmal aus den Augen und sagt deutlich: „Affe!" Womit er Recht hat.

Die beiden langen Flugkäfige im Kurpark sind eine Sommerfrische für die Tiere. Im Winter findet die Vogelwarte im Saale statt. Was wörtlich aufzufassen ist, denn vor dem ersten Schnee zieht sie in ein geräumiges Zimmer des Kurhauses um, und das Gepiepse, Geschrei und Gezirp geht da ohne Unterbrechung weiter. Im letzten Winter saß da eine Nachtigall versteckt hinter ihrer kleinen Jungfichtengruppe und sang pünktlich zehn Uhr vormittags ihr süßestes Liebeslied. Man konnte seine Uhr danach stellen.

Obwohl die Sängerin das nicht täte, wenn sie sich nicht wohl fühlte, stellen sich die ganz Gescheiten davor hin und sagen: Das ist ein komischer Vogelschutz, die armen Viecher einzusperren. Da müßte man eigentlich eine lange Geschichte erzählen. Die ganze Vogelwarte verdankt ihre Entstehung einer merkwürdigen Beobachtung. Im Herbst, zur Zeit des Vogelzuges, wurden an der Gebäudewand der Kreuzeck-Bergstation tote Vögel gefunden, die auf ihrer nächtlichen Wanderung, geblendet durch das grelle Scheinwerferlicht, dort zerschellt waren. Im September 1929 weilte zufällig der Sachverständige für Vogelschutz in Bayern, Forstmeister Haenel, in Garmisch und erfuhr von diesem Unheil, zu dessen Verhütung er sich an Ort und Stelle begab. Auf dem schrägen Vordach unter dem Scheinwerfer wurde ein Sitz angebracht, und Haenel beobachtete dort eine sternfunkelnde Herbstnacht lang die nach Süden strebenden Vogelzüge. In dieser Nacht wurde der Plan geboren, die im Garmischer Gebiet besonders günstigen Gelegenheiten zur Erforschung des Vogelzugs im Hochgebirge auszunutzen.

Die Flugkäfige haben sich so gut wie von selbst gefüllt. Die Vogelwarte fängt oder kauft keine Tiere. Der gesamte Bestand stammt fast ganz aus der Beschlagnahme von Fängen und Schwarzhändlern. Eine Ausnahme machen nur die verunglückten oder verwaisten Jungen, die entweder verkrüppelt oder bereits in der Gefangenschaft aufgezogen waren, ehe sie in der Vogelwarte abgegeben worden sind. Die wenigsten hiervon vermögen sich in der Freiheit selbst fortzubringen. Diese armen Geschöpfe kommen oft in bejammernswertem Zustand an. Meist hat der frühere Besitzer sie falsch oder ungenügend ernährt. Verlaust, schmutzig, mit verrenkten, gebrochenen und dann krumm angeheilten Gliedern kommen sie an, oft fußkrank, weil sie in viel zu kleinen Käfigen gehalten wurden. Es ist eine mühselige Arbeit, sie zu pflegen und hochzufüttern, bis sie fröhlich zwitschernd sich in den Flugkäfigen tummeln.

Man kann da ganz merkwürdige Beobachtungen machen. Es ist im Frühjahr vorgekommen, daß ein Rotschwanzpaar, anstatt in Ehren ein Nest zu bauen und Eier hervorzubringen, nichts voneinander wissen wollte. Es war eine hoffnungslos unglückliche Ehe. Das merkte aber nicht nur der Mensch, sondern auch ein Rotschwanzmännchen, das täglich von früh bis spät außen an dem Flugkäfig saß und verliebte Lieder sang. Die unverstandene Rotschwanzfrau interessierte sich außerordentlich für diesen fremden Gast, und es blieb schließlich nichts übrig, als dem freiwillig aus der Freiheit in den Käfig strebenden Rotschwanz Einlaß zu verschaffen. Er fand dort eine Frau, gute Verpflegung und die Möglichkeit, eine Familie zu gründen, und ist mit einem Wort ein glücklicher Vogel geworden.

Einen kleinen Gegendienst müssen allerdings die Vögel leisten: Sie müssen fressen, und zwar das fressen, was den Menschen interessiert. Sie bekommen nicht nur ihr gewohntes Futter, sondern es werden auch die Eier und Larven aller möglichen Insektenschädlinge so in den Flugkäfigen untergebracht, wie das den natürlichen Verhältnissen etwa entspricht. Und man beobachtet nun, welche Schädlinge von den verschiedenen Vogelarten am eifrigsten vertilgt werden. So ist hier endgültig festgestellt worden, daß die Meisen die Eier des Nonnenschmetterlings fressen. Was das zu bedeuten hat, wird demjenigen klar, der die Abbildungen gesehen hat, wie Flugzeuge über den von der Nonne zerfressenen Waldgebieten Giftstoffe ausstreuen. Du lieber Himmel! Was bietet der Mensch da für einen Apparat auf, um aus der fliegenden Giftspritze gegen einen Schädling Feldzüge zu führen, der inzwischen bereits weite Forste kahl gefressen hat.

Da lobe ich mir den Meisenflugkäfig und ein paar Stück Fichtenrinde mit Nonneneiern, an denen Kohl- und Blaumeise vergnügt herumhämmern. Und die Laboratoriumswaage, auf der man in der Vogelwarte ein paar der winzigen weißen Eierchen wiegt. Hier wird nicht gleich mit dreimotorigen Maschinen in der Luft herumgesaust, es kommt dafür aber ungleich mehr heraus. Nämlich die Erfahrung, daß der Forstmann seine Wälder besser vorbeugend gegen Nonnen und Forleule schützt, indem er ein paar hundert Meisennistkästen an seinen Bäumen aufhängt. Diese Art Gesundheitspolizei erhält sich fast spesenfrei.

Eine ebenso dankbare Aufklärungsarbeit leistet die Vogelwarte für ihre Raubvögel. Bisher nannte der Bauer alles, was Fänge und einen krummen Schnabel hat, Geier und schoß es tot. Dabei gibt es für ihn nichts Nützlicheres als Eulen, Falken und Bussarde, die seine Wiesen von der Mäuseplage befreien. Trotzdem werden ihre Horste geplündert und die Jungvögel in meist engen und schmutzigen Käfigen geschunden. Endlich scheint sich jetzt eine Wandlung anzubahnen. Alles, was der Gendarm den Horsträubern oder Schwarzhändlern beschlagnahmt, wird postwendend der Vogelwarte eingesandt, dort gepflegt und für die Freiheit vorbereitet. Die Tiere gewöhnen sich dabei so an den Menschen, daß sie gar nicht ohne weiteres wieder ausgesetzt werden können. Sie kommen zunächst auf die Umgewöhnungsstation Almhütte, die bei Garmisch an den Kramerhängen steht.

Man muß einen Nachmittag auf dieser Almhütte verbringen. Da sitzt der Sartori, selbst Försterssohn und an Tiere von Jugend auf gewöhnt, mit einem jungen Milan an einem Tisch. Der Vogel ist so zahm, daß er ihm auf Schritt und Tritt nachfliegt. Als das Tier neulich nicht auf die Minute pünktlich sein Futter erhielt, verübte es kurzerhand durchs Speisekammerfenster einen regelrechten Einbruch. Im Garten stehen ein paar große Aussichtskäfige, in denen Eulen, Falken, Bussarde, Milane und selbst Steinadler hausen und zunächst die Gegend kennen lernen. Schon nach wenigen Tagen dürfen sie frei ein- und ausfliegen. Bald treiben sie sich auf den Mahdwiesen und über den urigen Wäldern des Loisachtals herum, aber um vier Uhr nachmittags, wenn der Sartori sein Pfeifenzeichen ertönen läßt, kommen sie mit hellen Rufen aus allen Richtungen angesegelt, baumen auf ihrem wohlbestellten Stammtisch auf oder haschen aus ihres Pflegers Hand noch die letzten Extra-Fleischstücke, ehe sie für immer in ihre Jagdgründe verschwinden. Unvergeßlich ist der Anblick dieser herrlichen Flugkünstler, wenn sie hoch am Himmel ihre Kreise ziehen und mit ihrem Ruf den Menschen grüßen, der ihnen Gutes getan hat.

Der Hofphotograph

Skizze von Elsa Schwahn, Steglitz

„Da haben sie doch den Präsidenten ermorden wollen", sagt die Tochter. Sie sitzt zeitunglesend auf einem Prunksessel — Requisit des Ateliers aus den achtziger Jahren.

Der Hofphotograph hört kaum hin, er nimmt Platten an Klammern aus dem Trockengestell, hält sie gegen das Licht, stellt sie zurück. Er sagt nur: „Hm", denkt verächtlich: Präsident! und läßt von ihm seine Gedanken den gewohnten Erinnerungsweg zu Fürsten, einstigen Hofbeamten, Kammersängern und Hofschauspielern zurückwandern. Er sieht sich jung und unternehmend mit „Darf ich untertänigst bitten?" die Kapsel vom Objektiv abziehen, nur mit dem Daumen und dritten Finger, die übrigen voller Hochachtung weggespreizt.